Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 16 (1940-1941)
Heft: 9

Artikel: Zwei Geschichten aus dem Wallis
Autor: Fux, Adolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1066981

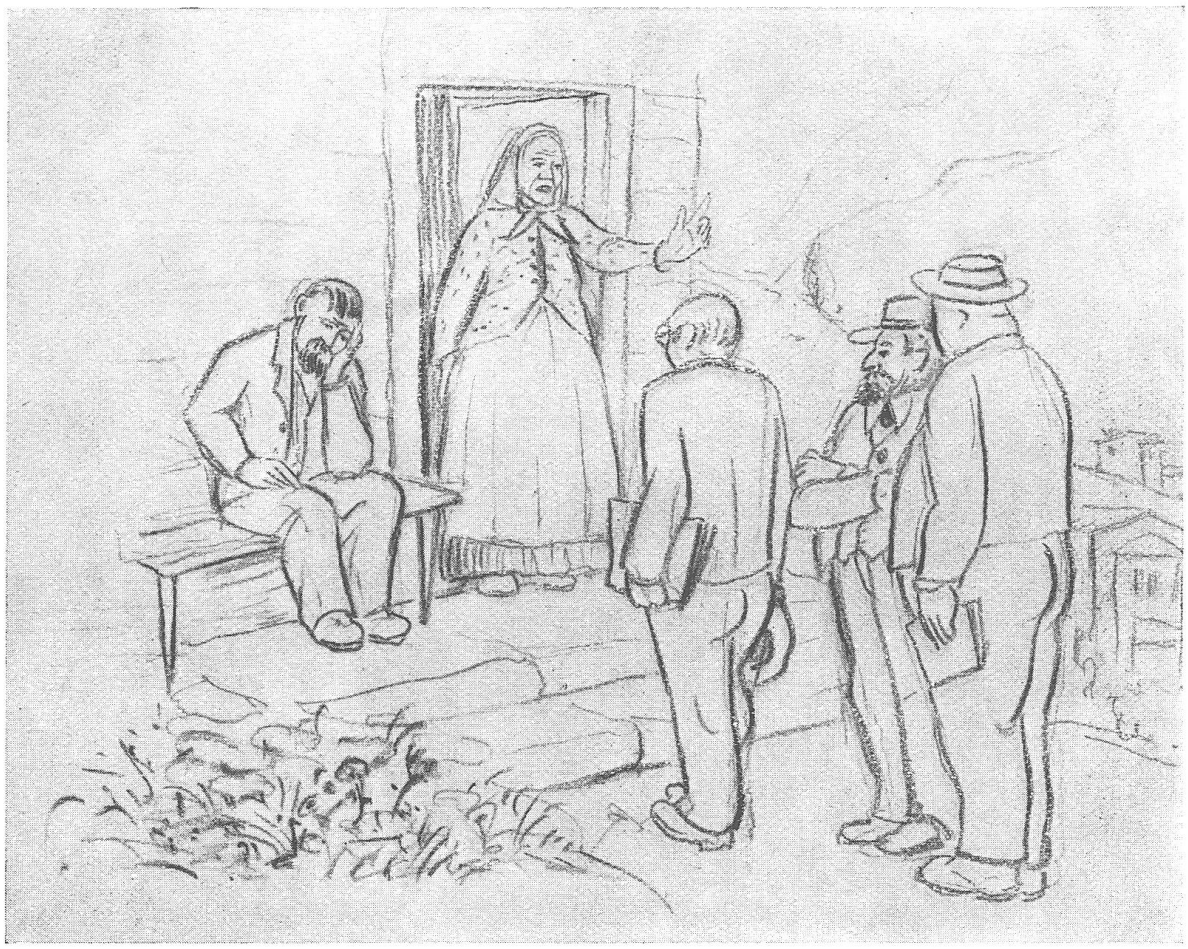
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Zwei Geschichten aus dem Wallis

Von Adolf Fux

Illustration von Meinrad Marty

DAS PROBLEM

In der gleichen Waisenamtssitzung, da den Kindern des verwitweten Zacharias O., nämlich dem Joseph, dem Robert, dem Marzell, dem Medard, dem Johann, dem Albert, dem Ernest, dem Roland, dem Werner und dem Walter in der Person des Gemeindepräsidenten selbst ein Vormund ernannt wurde, kamen nachträglich auch die Verhältnisse eines alten Ehepaars, das in absehbarer Zeit der Gemeinde zur Last fallen dürfte und darum endlich die Aufmerksamkeit der Behörde auf sich gelenkt hatte, zur Sprache. Und so wurde denn der Beschluss gefasst, dessen Verhältnisse näher zu prüfen.

Am dafür anberaumten Nachmittag begibt man sich zu dem betagten Ehepaar, das in einer baufälligen Hütte haust, einen Rebberg, eine Wiese und einen gutmütigen Esel mit Zubehör besitzt und voller Gottvertrauen ist. Der Rebberg liefert den Wein für die Feldarbeiten, welche in der Bestellung des Rebberges selbst und der Wiese bestehen, von der das Heu mit dem

Esel zum Schopfe gefahren wird, um das Jahr hindurch in vorbildlicher Genügsamkeit von ihm selbst gefressen zu werden, wobei ihm wohl zumute ist und Dünger entsteht, welcher im Herbst auf die Wiese gefahren wird, damit sie wieder genügend Futter gebe für den Esel mit dem Heubauch. Dass es sich hier um ein eigenartiges Problem handle, sahen die wohlweisen Herren Räte bald ein. Aber dieses Problem bestand schon seit vielen Jahren. Es war ein Problem mit Beständigkeit im schnellen Wechsel unruhiger Zeiten. Die Leutchen lebten von diesem Problem, von einem bereits verkauften Rebberg, vom Krämer, der ihnen vorsichtig auf den andern Rebberg borgte, und von der Hilfe der Gottesmutter, also von « Subventionen », wenn man sich modern ausdrücken will. Denn darin ist die Frau erfolgreich, dass sie in der Kirche so beharrlich und vernehmlich beten kann, bis irgendeine wohltätige Seele vernimmt, was im Haushalt der alten Leutchen fehlt, oder ein Mensch mit einem sozialen Schuldbewusstsein ihnen Brot, Kaffee, Zucker und andere Lebensmittel zukommen lässt.

Nach reiflichen Erwägungen erklären die Räte den Leutchen, dass es so nicht weitergehen könne. Sie müssten doch einsehen, dass ein solcher Betrieb nichts eintrage, der Esel sich selbst auffresse, sie zu armen Tagen kommen, bevormundet werden müssen und der Gemeinde zur Last fallen.

Der Mann beisst auf den mit Bindfaden umwickelten Pfeifenrohrstummel, nimmt seinen Bart in die Hand, um einen Halt zu haben auf der plötzlich wankenden Welt, sieht verlegen und traurig in den für Kraut und Unkraut hoffnungsvollen Frühlingstag hinaus und fühlt sich so in die Enge getrieben, dass er auch nicht das demütigste Wort zur Verteidigung hervorbringt. Aber die Frau ist weniger kurz angebunden, fährt sich nur einmal mit der Hand über den Mund und erklärt: « Was, ihr wollt hier Ordnung schaffen? Sorgt erst an andern Orten dafür! Unser Eselfuhrwerk rentiert nämlich genau so gut wie zum Beispiel die Furkabahn, ihr Sackerlotter! »

Die Stimme seiner Meisterin vernehmend, schreit der Esel dazu laut und fröhlich: « J—a, j—a! »

DAS SCHWERMUTSTIER

Jenseits der Etzweide trägt ein Bauer seinen Kummer durch den Wald. Wie in weiches, braunes Arvenholz geschnitzt, sieht sein Gesicht aus, so tief liegen die Schatten in den Sorgenfalten. Er geht dahin, wie man einem zähen Gedanken nachhängt, bleibt stehen, als möchte er einen Punkt machen wie hinter einen fertigen Satz. Kann er wirklich einen Punkt hinter seinen Kummer machen? Zieht sich nicht bei jedem neuen Schritt ein klebriger Schneckenstrich weiter? So geht der Bauer durch den Wald, und seine Gedanken gehen mit ihm. Und hinter ihm läuft das Schwermutstier, tapp, tapp. Oder ist es nur der Hall der eigenen schweren Schritte? Doch das feuchte Moos hat kein Echo, also ist es das Schwermutstier, welches schon seit Tagen hinter ihm her ist, und nach dem man sich nicht umblicken darf, wenn man ihm nicht verfallen will. Dem Schwermutstier blickt man nicht ungestraft ins Auge. Wenige wissen, wie es aussieht, und viele leugnen es. Die es erfahren haben, wie es ist, können's nicht mehr weitersagen. Das Schwermutstier hat sie ganz in seine Gewalt bekommen und bis zum Aeussersten getrieben, in den Irrsinn, in den Tod.

Leise fällt der Regen. An den Tannenspitzen hangen Nebelfetzen. Ein tropfnasser, faulender Stock im Dienste des Schwermutstieres stellt sich dem Bauer in den Weg. Aber er blickt nicht um und geht weiter. Der Bauer kommt an einen Kreuzweg, bleibt unentschlossen stehen,

und hinter ihm geht das Schwermutstier, tapp, tapp. Der Bauer, welcher bisher seine Gedanken bei jeder Gelegenheit genau zu fassen wusste und seit einer Stunde an einer folgerichtigen Gedankenzeile entlangläuft, verliert den Faden. Die Gedanken rinnen auseinander, überall hin und von überall zurück, rinnen in alle Gegenden und Zeiten seines Lebens und tragen ihm alles zu. Der Bauer muss sich ins feuchte Moos setzen.

Vor ihm drei Wege und in ihm kein Wunsch und kein Wille. Hinter ihm aber atmet das Schwermutstier, wartet darauf, über ihn herzufallen und ihm die hanfene Schlinge um den Hals zu legen. Der Bauer schaut auf. Es schickt sich. Er sitzt unter einem starken Ast. Ein idealer Ast, ein Galgenast. Und also schon fast zwischen Himmel und Erde hangend, sieht der Bauer auf die drei Wege. Der Weg links führt zum Wirtshaus, der Weg rechts zur Kirche, jener in der Mitte zur Arbeit. Stets ist er den Weg der Mitte gegangen, zwischen Kirche und Wirtshaus durch. Wohl kniete er auch in der Kirche, sass auch im Wirtshaus. Aber ein Wirtshaushocker war er nicht und auch kein Frömmler, er war ein Bauer, der dem Herrgott in der Arbeit diente, wie er sich auch bei der Arbeit des Lebens freute. Er arbeitete für seine zahlreichen Nachkommen und erhielt ihnen, was er ererbt und selbst erworben hat. Aber die Kinder zogen das eine um das andere in die Stadt. Ja, sie liefen alle von ihm, und die Frau starb. Vor einer Woche hat er auch den letzten und jüngsten Sohn, den Bub, an die Stadt verloren. So sind alle der Stadt verfallen und verachten das elterliche Gut und damit Vater und Mutter. Die Mutter ist tot. Sie hat es leicht. Der Bauer aber wird mit dem Unglück nicht fertig. Nach seinem Tode werden sie kommen, das Gut feilbieten und den Erlös in die Stadt tragen.

Nach seinem Tode!

Das werden sie tun nach seinem Tode. Aber zuerst müssen sie ihn begraben und nach der Leiche fragen.

Die hängt im Wald an einem Föhrenast.

Der Vater hängt im Walde, oh!

Niemand wollte ihn vom Aste lösen, bevor ihr da seied.

Oh, das hätte der Vater uns nicht antun sollen!

So? Ihr habt es ihm angetan! Ihr habt ihn verachtet und verlassen und ihm das Schwermutstier auf den Hals gehetzt. Seit er so ganz allein und einsam war, ist das Schwermutstier nicht mehr von ihm gewichen, liess ihn nicht mehr arbeiten und auch nicht ruhen, keinen Tag und keine Nacht mehr.

Hinter dem Bauern knicken Aeste. Aha, das Schwermutstier. Es kommt näher, steht in seinem Rücken. Etwas Dunkles legt sich dem Bauern über die Augen. Der Bauer schluckt, zieht einen Strick aus der Tasche, reicht ihn hinauf und keucht: « Da, aber rasch, in Gottes Namen! »

Der Bauer ist enttäuscht. Das Schwermutstier sollte eigentlich gebieterischer sein, wuchtiger, alles umfassend, das glaubt der Bauer und zittert, weil die Zeit lang wird wie die Ewigkeit.

Da fällt die Nacht von seinen Augen, zwei Arme liegen um des Bauern Hals, und eine Stimme sagt eindringlich: « Vater! »

Der Bauer sieht zum Ast empor, wirft den Strick in den Wald, schreit « Bub! » und noch einmal « Bub !».

« Ja, Vater! »

« Bist du wirklich wieder hier? »

« Ja, das Heimweh hat mich zurückgetrieben. »

« Das Heimweh, oh! »

« Das Heimweh nach dir und dem Vieh und allem. »

« Du bist halt doch ein Bauer, einer ist ein Bauer wie der Vater, du, Bub, du, ohoohohoho! »

Den Hang hinunter zieht sich ein Prasseln. Es ist Reisig im Brechen. Dort galoppiert das Schwermutstier davon. Vater und Sohn gehen auf dem Wege der Mitte aus dem Walde hinaus in die reifenden Wiesen hinein. Und im Stall und auf dem Hofe wiehert und muht, bäht und meckert, grunzt und gackert das liebe Vieh.